

HARTMUT PALMER

ABKASSIERT

DIE TÖDLICHE GIER
DER CUM-EX-ZOCKER



Roman

GMEINER



HARTMUT PALMER

ABKASSIERT

**DIE TÖDLICHE GIER
DER CUM-EX-ZOCKER**

HARTMUT PALMER

ABKASSIERT

**DIE TÖDLICHE GIER
DER CUM-EX-ZOCKER**

KURT ZINKS ZWEITER FALL

Roman

GMEINER



Die meisten Romanfiguren und auch die Handlung sind frei erfunden. Die fiktive Geschichte spielt allerdings vor einem realen politisch-historischen Hintergrund. Ähnlichkeiten mit einigen nicht mehr lebenden Personen sind deshalb keineswegs zufällig, sondern gewollt.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2023 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © jamesteohart / shutterstock.com
ISBN 978-3-8392-7649-5

*Was ist ein Dietrich gegen eine Aktie? Was ist ein Einbruch in
eine Bank gegen die Gründung einer Bank?*

Bertolt Brecht

VORWORT

Während der Arbeit an diesem Roman wurde ich häufig gefragt, worum es denn dieses Mal gehe. In meinem ersten Roman »Verrat am Rhein« hatte ich erzählt, warum der CDU-Politiker Rainer Barzel am 27. April 1972 die Abstimmung über das Misstrauensvotum verlor. Mein zweiter Roman spielt, wie der erste, vor politischen Kulissen, diesmal aber im Milieu der Broker und Börsianer. Er hat mit dem größten Steuerraub in der Geschichte der Bundesrepublik zu tun, besser bekannt unter den Stichworten »Cum« und »Ex«.

»Ach ja, Cum-Ex«, hieß es, wenn ich das erzählte, und wie ein Reflex folgte danach fast immer die Frage: »Hängt da der Scholz mit drin?« Oder: »Wird der Bundeskanzler es überstehen?«

Ich erwähne dies, um einem Missverständnis vorzubeugen. »Abkassiert« ist kein journalistischer Report über den Cum-Ex-Skandal, sondern ein Roman mit einer erfundenen Handlung und vielen erfundenen Figuren. Weil er in einem politischen Umfeld spielt, ist es nicht verwunderlich, dass darin auch Politiker auftreten, die sich so verhalten wie zum Beispiel der amtierende Bundeskanzler. Hätte ich einen journalistischen Report schreiben wollen, dann hätte ich die Frage, ob und inwieweit Scholz tatsächlich verwickelt ist, natürlich genau untersuchen und beantworten müssen.

»Abkassiert« ist jedoch kein journalistischer Report, sondern – wie gesagt – ein Roman. Deshalb ist es belanglos, ob der Bundeskanzler, der darin vorkommt, tatsächlich in die

Cum-Ex-Affäre verwickelt ist oder gar über sie stolpert. Er tritt nur in einer allerdings phänotypischen Nebenrolle auf, die viele Politiker spielen könnten. Aus Angst, verstrickt und verantwortlich gemacht zu werden, hat er sich in eine Gedächtnislücke geflüchtet, aus der er nicht mehr herauskommt. Man kennt das. Helmut Kohl zum Beispiel, der in der Flick-Affäre die Unwahrheit gesagt hatte, schützte seinerzeit nur ein von seinem Generalsekretär Heiner Geißler nachträglich behaupteter Gedächtnisverlust (»Blackout«) vor dem Kadi oder dem Rücktritt.

*

Protagonist meiner Erzählung ist aber nicht der Bundeskanzler, sondern erneut der ergraute Journalist Kurt Zink. Er trägt, was seinen Beruf angeht, durchaus autobiografische Züge. Allerdings sind die teilweise traumatischen Erlebnisse, die das Privatleben der Romanfigur Zink überschattet haben, mir bisher zum Glück erspart geblieben und frei erfunden.

Dieser Journalist Zink also, längst in Rente und raus aus dem aktuellen Tagesgeschäft, stolpert im Februar 2022 – kurz vor dem Einmarsch der russischen Armee in der Ukraine und nach überstandener Corona-Pandemie – ohne es zu merken und zu wollen in den Cum-Ex-Skandal. Ab und zu hat er etwas darüber in den Zeitungen gelesen. Aber welche unglaublichen Ausmaße der Rollgriff der Reichen in die Steuereinkassen hatte und warum der Betrug so lang funktionieren konnte, wusste oder ahnte er nicht.

Natürlich kommen in meiner Geschichte auch ein paar Politiker vor, die im richtigen Leben etwas mit dem Skandal zu tun hatten. Der ehemalige Journalist Zink kennt sie (genau wie ich) aus dem inzwischen längst zurückliegenden Berufsleben. Neben Scholz sind es alle Finanzminister, die

von 1998 bis 2017 über das Geld der deutschen Steuerzahler wachten, darunter auch Wolfgang Schäuble, der dem Betrug im Jahr 2011 endlich einen Riegel vorgeschoben hat.

Daneben treten einige Akteure auf, für die Personen Modell gestanden haben, die es tatsächlich auch im richtigen Leben gab oder gibt. Der von der Schweiz ausgelieferte und inzwischen zweimal zu jeweils acht Jahren Haft verurteilte Steueranwalt aus Frankfurt, genannt »Mister Cum-Ex«, gehört dazu, aber auch ein Bundesrichter, den ich Knips genannt habe, einst einflussreich am Bundesfinanzhof in München. Außerdem eine Kölner Staatsanwältin, die ich, in Anlehnung an ihren richtigen, unter dem Zungenbrecher-Namen Hilkerbrok auftreten lasse. Sie alle ähneln den Personen, denen sie nachempfunden wurden, sind aber nicht identisch mit ihnen.

Überhaupt sind Ähnlichkeiten in diesem Roman unvermeidlich und durchaus beabsichtigt. Wie auch der Skandal, um den es geht, sehr große Ähnlichkeiten mit dem tatsächlichen Cum-Ex-Skandal hat, aber nicht identisch mit ihm ist.

Die meisten Personen, mit denen Zink es zu tun bekommt, und auch die beschriebenen Ereignisse sind genauso erfunden wie er selbst. Henrik Aalhus, genannt »Ali«, der dem Steueranwalt aus Frankfurt jahrelang beim Betrügen half, oder Rainer Sauter, genannt »der Rettich«, gehören dazu. Ferner Andrea, Alis Tochter, deren Mutter Marion und Sigrid, eine alte Freundin von Zink, die Kommissare Pütz, Chimello und Weyrauch und schließlich der investigative Lokalreporter Alexander Möller. Jeder und jede von ihnen trägt Züge von Personen, die mir in meinem Leben begegnet sind. Aber alle sind erfunden.

Denn das unterscheidet doch einen Roman von einem Report und einen Romanschreiber von einem Journalisten: In einer Reportage darf nichts und niemand erfunden werden, die Fakten müssen stimmen.

In einem Roman hingegen darf spekuliert und erfunden werden. Fakten spielen zwar auch eine Rolle, zumal dann, wenn es um einen Skandal geht, der sich auch im richtigen Leben ereignet hat. Die einzige Währung aber, die hier zählt, ist die Plausibilität der Handlung und der handelnden Personen.

In diesem Sinne wünsche ich spannende Unterhaltung.

PROLOG

Bonn, Bundeszentralamt für Steuern

29. März 2011

Ihr Pensum hatte Jana Schulz an diesem warmen Frühlingstag schon mittags erledigt. Sie saß in ihrem Büro, langweilte sich und sah zum Fenster hinaus.

Sie ahnte nicht, was ihr blühte.

Sie wusste noch nicht, was es heißt, sich mit der Finanzindustrie anzulegen.

Sie hatte keine Ahnung, was passiert, wenn jemand wie sie versucht, spielsüchtige Zocker daran zu hindern, an der Börse die nächste Million zu machen. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass Anwälte, die in einer Stunde mehr verdienten als sie in einem Monat, mit Lügen, Drohungen und Erpressungen versuchen würden, sie gefügig zu machen.

Sie hatte geglaubt, so etwas passiere nur in Mafia-Filmen. Erst fünf Jahre später wird sie das alles vor einem Untersuchungsausschuss im Berliner Reichstag ausbreiten und erzählen, wie sie in den Cum-Ex-Skandal geraten und wie es ihr gelungen ist, den Beutezug der Milliardäre, wenn auch nur teilweise, zu stoppen.

An jenem 29. März 2011 aber hätte sie jedem den Vogel gezeigt, der ihr das vorhergesagt hätte.

Sie im Reichstag?

Was für ein Quatsch!

Sie hatte mit Politik nichts am Hut.

Sie hatte keine Ahnung von Cum-Ex.

Sie saß im Bundeszentralamt für Steuern in Bonn-Beuel und war dort als Sachbearbeiterin zuständig für Bürgerinnen und Bürger, deren Nachnamen mit den Buchstaben A bis F begannen. Deren Steuernummern speicherte und verwaltete sie.

An das Datum konnte sie sich später auch deshalb so genau erinnern, weil an diesem Tag ihre kleine Schwester Angelika dreißig geworden war und sie diesen runden Geburtstag abends mit ihren Brüdern und mit Manfred, ihrem neuen Freund, hatte feiern wollen.

Es war ein Dienstag und an Dienstag war in ihrem Referat nie viel los.

Deshalb langweilte sie sich und sah zum Fenster hinaus.

Eine Gruppe schwarz gekleideter Trauergäste, die mit Kränzen und Blumengebinden in Richtung Friedhof unterwegs war, musste einem entgegenkommenden Leichenwagen ausweichen. Die Leute wurden an den Straßenrand gedrängt und gestikulierten wütend.

Das passierte hier öfter.

Die Friedhofstraße war schmal. Wenn sich Leichenwagen und Trauergäste begegneten, die nicht zu derselben Beerdigung gehörten, konnte es eng werden. Und manchmal auch ungemütlich, vor allem bei Regen oder Sturm. Im Herbst hatte Jana schon ein paar Mal schwarze Zylinder durch die Luft fliegen sehen, häufig auch umgeklappte und seltsam verrenkte Regenschirme, deren Drahtgestänge plötzlich vom Wind nach außen gedreht worden waren.

Jana Schulz war zweiunddreißig Jahre alt, eine junge, wache, selbstbewusste Frau, die weiß, was sie will. Mit einem Meter siebzig nicht besonders groß, aber auch nicht klein, drahtig, sportlich, schlank, praktische dunkle Kurzhaarfrisur, hellgraue flinke Augen, eine freche Stupsnase und ein kleiner, runder Mund.

Man hörte, dass sie aus dem Rheinland kam. Wenn sie sprach, sah man es auch. Sie spitzte die Lippen, wie es die meisten Rheinländer tun, wenn sie versuchen, akzentfrei Hochdeutsch zu reden. Dabei kommt ein gepflegtes Hochkölsch heraus, das sich anhört wie eine Mischung aus Konrad Adenauer und Jürgen Becker.

Im Karneval, den sie gern und ausgiebig feierte, malte sie sich Lippen, Augen und Wimpern an. Sonst schminkte sie sich nur, wenn es sein musste, und auch dann so dezent, dass es kaum auffiel. Ihre schön gepflegten Fingernägel lackierte sie nie. Das hätte auch gar nicht zu ihrer eher burschikosen Art gepasst. Ihre Hände waren klein und ihr Händedruck beinahe so fest wie der eines Bauarbeiters.

Nach dem Abitur am Clara-Schumann-Gymnasium hatte sie Jura studiert und sich anschließend als Diplom-Finanzwirtin für den Staatsdienst qualifiziert. Anschließend hatte sie sich beim Zentralamt für Steuern beworben.

Das hatte ihr Vater ihr geraten, ein pensionierter Beamter, der jahrzehntelang im Bundesfinanzministerium an der Graurheindorfer Straße in Bonn gesessen hatte und immer noch von Theo Waigel schwärmte. Er kannte aus seiner aktiven Zeit eine Menge Leute aus dem Ministerium und hatte sich in der Behörde in Beuel, die dem Finanzminister in Berlin unterstand, ein bisschen umgehört, wie ihre Chancen stünden.

Privat ging es ihr gut. Sie hatte seit ein paar Wochen einen neuen Freund, Manfred, den sie im Fitnessstudio kennengelernt hatte. Im Rheinland nannten sie ihn Manes. Er kam aus dem Sauerland, war zwei Jahre älter als sie und Dozent an der Bonner Uni. Er war ein leidenschaftlicher Hobbykoch, hatte viel mit ihr vor und eine komplizierte Trennungsgeschichte hinter sich.

Zum Glück hatte sich ihr Vater nach anfänglicher Skepsis sofort mit Manfred verstanden. Er teilte zwar dessen Vorliebe

für die SPD nicht, aber ihm imponierte die besonnene Kennerschaft, mit der er seine Weine begutachtete. Janas Mutter war von Beginn an begeistert, weil Manfred ihr ihre Lieblingsblumen mitgebracht hatte.

Jana Schulz erschrak, als plötzlich das Telefon klingelte. Während der Dienstzeit rief selten jemand bei ihr an.

Vielleicht ist es Manes, dachte sie.

Ihr Referatsleiter, Willi Weinstock, war dran. Er wurde aufgrund seiner Vorliebe für Hochprozentiges auch »Willi Weinbrand« genannt.

»Nicht erschrecken«, sagte er. »Du sollst mit mir zu Paulsen kommen.«

Eberhard Paulsen, Vizepräsident im Bundeszentralamt für Steuern, war früher in der Steuerabteilung des Ministeriums gewesen. Von daher kannte ihr Vater ihn noch. Vermutlich war er es auch gewesen, bei dem er angerufen und sich erkundigt hatte, welche Chancen Jana in der Behörde wohl hätte.

Paulsen kam ebenfalls aus dem Rheinland, war sogar gebürtiger Bonner und 1999 mit der Regierung nach Berlin gezogen. Vor drei Jahren war er dann zurückgekehrt und Vizepräsident der Behörde in Beuel geworden, die er in wenigen Tagen als Präsident übernehmen sollte.

»Was will denn der von mir?«, fragte sie erschrocken.

»Weiß ich auch nicht«, sagte Willi. »Ich glaube, es eilt und es ist wichtig.«

»Okay«, sagte sie, »ich bin gleich bei dir.«

Sie gingen in den Westflügel und fuhren mit dem Aufzug in die oberste Etage. Jana Schulz war noch nie zuvor im Büro des Vizepräsidenten gewesen. Als sie es zusammen mit Willi Weinstock betrat, staunte sie. Es war ein gewaltiger Unterschied zu ihrer kleinen, dunklen Butze im Parterre.

Viel Platz und sehr hell.

Statt Leichenwagen sah man hier eine Menge Himmel und auch ein wenig Landschaft. Dazu die Spitze der Doppelkirche von Schwarz-Rheindorf und einen Zipfel der Nordbrücke.

Der Vizepräsident kam ohne lange Vorrede zur Sache: »Die Berliner haben uns heute einen Erlass geschickt, wie wir künftig mit diesen Cum-Ex-Anträgen verfahren sollen«, sagte er und hob zwei Blatt Papier in die Höhe, die auf dem etwas dickeren Aktenordner vor ihm lagen.

Mit »die Berliner« war das Ministerium in Berlin gemeint. »Cum-Ex« kannte Jana nur vom Hörensagen. In der Kantine und auf den Fluren war manchmal darüber getuschelt worden. Um was genau es dabei ging, wusste sie nicht. Nur so viel, dass es wohl eine besonders ausgekochte Methode war, mithilfe sogenannter Leerverkäufe von Aktien Steuern zu hinterziehen.

Der Vizepräsident legte das Schreiben wieder zurück und sah Jana Schulz an. »Leider ist der Kollege Engel, der bisher diese Fälle bearbeitet hat, erkrankt und wird auch so bald nicht zurück an seinen Schreibtisch kommen«, sagte er. »Deshalb habe ich mit der Präsidentin besprochen, dass Sie für ihn einspringen. Nach allem, was ich über Sie weiß, können Sie das.« Dabei klopfte er mit der flachen Hand auf eine vor ihm liegende Akte, die er sich offenbar aus der Personalabteilung hatte kommen lassen.

»Aber Jana, ich meine Frau Schulz, ist für uns unentbehrlich«, sagte Willi Weinstock.

Paulsen hob bedauernd die Schultern. »Lieber Weinbr...« Er stockte und korrigierte sich: »Lieber Herr Weinstock, wie ich Sie kenne, werden Sie das schon hinkommen.« Dann bedeutete er ihm, dass er mit Jana Schulz allein bleiben wollte.

Nachdem sie sich vor dem Fenster auf zwei Sesseln niedergelassen hatten, hob er an: »Die Sache ist die, dass wir anonyme, aber äußerst glaubwürdige Hinweise darauf haben,

dass der sogenannte Cum-Ex-Handel mit Aktien, von dem wir glaubten, wir hätten ihn unter Kontrolle, immer noch dazu genutzt wird, Steuern zu hinterziehen.«

»Was heißt das: Wir haben Hinweise bekommen?«, fragte sie.

»Das heißt«, sagte Paulsen, »ein Vögelchen hat gesungen. Ein Whistleblower, der selbst offenbar in der Kanzlei eines Steueranwalts tätig war oder ist. Er hat dem Ministerium den Hinweis gegeben, dass bei sogenannten Leerverkäufen ...«

»Sie meinen diese Scheingeschäfte, bei denen Aktien verkauft und zurückgekauft werden, die dem Verkäufer gar nicht gehören?«

»Genau die meine ich«, bestätigte der Vizepräsident. »Es sind Geschäfte, deren einziger Zweck darin besteht, in großem Stil Bescheinigungen für Steuern zu produzieren, die nie oder höchstens einmal abgeführt wurden. Ich sehe schon, Sie kennen sich aus.«

Er lächelte zufrieden. Für das, was er vorhatte, war Jana Schulz genau die Richtige.

»Das Problem ist nur«, fuhr Paulsen fort, »dass die Fälle, um die es hier geht, schwer bis gar nicht zu erkennen sind. Sie stehen bisher auch noch in keinem Lehrbuch und werden an keiner Hochschule gelehrt. Das heißt: Wir tapen im Dunkeln und müssen in jedem Einzelfall prüfen, ob es sich um reale oder fiktive Geschäfte gehandelt hat. Mit anderen Worten, ob die Kapitalertragsteuer, deren Erstattung bei uns beantragt wird, tatsächlich gezahlt oder *nur* bescheinigt wurde. Wobei mir auffällt, dass das Wort ›bescheinigen‹ im Zusammenhang mit Börsengeschäften fast ein weißer Schimmel ist. Es hat einen verräterischen, aber überaus einleuchtenden Doppelklang. Schein oder Nicht-Schein, das ist hier die Frage.«

Er lehnte sich zurück und lächelte erneut. Offenbar fand er das Wortspiel gelungen.

Jana ging nicht darauf ein. »Wie viele Fälle sind es denn?«

»Zwanzig bis fünfundzwanzig«, sagte Paulsen.

»Na gut, das dürfte ja wohl in ein oder zwei Tagen zu schaffen sein.«

»Zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend«, präzisierte der Vizepräsident. »Pro Jahr.«

Und während ihn Jana Schulz jetzt erschrocken anstarrte, stand er auf und ging zu seinem Schreibtisch. Er heftete das Schreiben, das er vorher hochgehalten hatte, obendrauf, klappte den Aktenordner zu und gab ihn ihr.

»Sie werden ab sofort hier oben im Büro des Kollegen Engel arbeiten.«

»Und wer noch außer mir?«

Der Vizepräsident lächelte. »Sonst niemand. Sie sind allein. Ich hoffe, dass wir das spätestens zum Jahresende ändern und mehr Personal bewilligt bekommen. Einstweilen müssen wir uns damit zufriedengeben, dass wir für die Bearbeitung der Anträge nur Sie haben. Frau Zimmermann wird Ihnen Ihr neues Büro zeigen.« Er begleitete sie zur Tür und verabschiedete sich: »Grüßen Sie bitte Ihren Vater, ich hoffe, es geht ihm gut.«

Damit war sie entlassen.

I.

19. Februar 2022

DER HILFERUF

Es war eines dieser tristen Wochenenden, von denen Kurt Zink wusste, dass er sie schon vergessen haben würde, bevor sie endeten. Draußen mischten sich Schnee und Nieselregen. Es war ungemütlich nass und kalt.

Das Fernsehprogramm versprach tagelange Langeweile: am Samstag irgendeine endlose Quizsendung und erst spät ein paar Filme, die ihn interessierten. Das Programm für den Sonntag war genauso eintönig: Tagesschau, Tatort, Anne Will, Tagesthemen. Zink überlegte, ob er sich nachher irgendwo etwas zum Essen bestellen sollte, Spaghetti Bolognese beim Italiener mit einem kleinen gemischten Salat vielleicht.

Er studierte die Todesanzeigen im Bonner General-Anzeiger und achtete darauf, wie viele Tote seines Jahrgangs diesmal dabei waren. Es waren sieben, die 1945 auf die Welt gekommen waren. Zink kannte allerdings niemanden davon.

Früher hatte er sich für Todesanzeigen nie interessiert. Seit er selbst in die Jahre gekommen war, hatte sich das geändert. Er würde in diesem Jahr siebenundsiebzig werden und wusste, dass man es in seinem Freundes- und Bekanntenkreis zwar überaus schade fände, wenn er den Löffel abgäbe, aber niemand dauerhaft entsetzt darüber wäre. Er war inzwischen alt genug, um ohne großes Aufsehen abtreten zu können.

Sicher gab es ein paar alte Freunde, die darüber wirklich traurig wären. Aber die meisten Menschen, die er kannte, würden vermutlich reagieren, wie er selbst, wenn er hörte, dass ein Kollege gestorben war oder ein Bekannter nicht mehr lebte, den er schon jahrelang nicht mehr gesehen hatte. Sie würden kurz innehalten, wenn sie es hörten, und dann irgend-

etwas sagen, das wie »Schade!« klang oder wie »Scheiße!«, und sich dann vielleicht noch zu erinnern versuchen, wann sie ihm das letzte Mal begegnet waren.

Aber schon Sekunden später würde das Leben danach weitergehen, als hätte es ihn nie gegeben.

Kerstin und Thomas, ja, die würden sich wirklich grämen, die längst erwachsenen Kinder aus Ingeborgs erster Ehe. Und natürlich die kleine Luzia, die noch in die Kita ging, und Martin, der bereits in der zweiten Klasse war, die Kinder von Thomas und Paula, die sich immer unbändig freuten, wenn der Opa sie in Berlin besuchte und ihnen alte Geschichten vorlas oder neue Geschichten mitbrachte. Obwohl die Kinder Ingeborg, ihre leibliche Großmutter, nicht gekannt hatten, war er für sie Opa Kurt.

Auch Kerstins Tochter Petra würde sein Tod bestimmt nahegehen. Ingeborg und er hatten sie, als sie klein war, oft gehütet. Jetzt war sie selbst schon erwachsen und kam ihn manchmal besuchen, denn sie wohnte in Köln. Er fand, je älter sie wurde, desto ähnlicher wurde sie ihrer Großmutter, seiner Frau.

Ingeborg war zehn Jahre jünger gewesen als er, aber nur siebenundfünfzig Jahre alt geworden. Vor zehn Jahren war sie bei einem Autounfall ums Leben gekommen. Es war ein schwerer Schlag gewesen, von dem er sich nur mühsam und eigentlich nie wirklich erholt hatte.

Seitdem lebte er allein.

Die Corona-Pandemie hatte er, geimpft und geboostert, unbeschadet überstanden. Er hatte sich daran gewöhnt, mit einer Maske vor Mund und Nase durch die Stadt zu gehen, und verstand nicht, warum es Leute gab, die Impfen als Freiheitsberaubung verteufelten.

Früher war er ein bekannter Enthüllungsjournalist gewesen, der viele politische Skandale aufgedeckt hatte. Inzwi-

schen aber schrieb er nur noch selten und hatte sich aus dem Berufsleben fast vollständig zurückgezogen.

Vor vier Jahren hatte ihn seine journalistische Vergangenheit noch einmal eingeholt. Eine ehemalige Stasi-Agentin hatte ihm Informationen darüber angeboten, was vor fast fünfzig Jahren beim Misstrauensvotum gegen den SPD-Kanzler Willy Brandt wirklich hinter den Bonner Kulissen gelaufen war. Zink war dabei nicht nur einem ungesühnten Mord auf die Spur gekommen, sondern auch einem erfolgreich vertuschten Komplott erzkonservativer Politiker gegen den damaligen CDU-Chef Rainer Barzel. Es war eine auch für ihn persönlich nicht ungefährliche Recherche gewesen, bei der ihm Michael sehr geholfen hatte.

Michael war der Sohn des früheren Chefs der Bonner Mordkommission, seines Schul- und Jugendfreundes Peter Pütz, mit dem Zink, als er noch Lokalreporter in Bonn war, in den Sechzigerjahren immer eng kooperiert hatte. Michael war in die Fußstapfen seines Vaters getreten und beim Bundeskriminalamt in Wiesbaden gelandet. Im Herbst 2018 hatte er Zink Zugang zu geheimen Ermittlungsakten verschafft, die auf Weisung des CDU-Kanzlers Helmut Kohl vor fast dreißig Jahren weggeschlossen worden waren, und zwar vermutlich deshalb, weil sie Belege für dessen Beteiligung an der Intrige gegen Barzel enthielten.

Seitdem waren Zink und Michael Freunde.

Peter Pütz war schon länger tot. Aber Michael traf sich jetzt regelmäßig mit dem Journalisten, wenn er zu seiner in Bonn lebenden Mutter fuhr. Zink hatte ihn bereits ein paar Mal in dem kleinen Reihenhaushaus bei Wiesbaden besucht, das der BKA-Beamte mit seiner Frau Gabi und seinen beiden Söhnen Dirk und Frank bewohnte.

Zink sah zum Fenster hinaus. An der Trostlosigkeit draußen hatte sich nichts geändert. Es war immer noch die-

selbe Mischung aus Schneien und Nieseln, die er »Schnie-seln« nannte.

Es war drei Uhr nachmittags. Als er gerade überlegte, ob er sich zu einem Mittagsschlaf hinlegen sollte, vibrierte sein Handy. Auf dem Display stand »Anonym«.

Zink ging trotzdem dran.

Er hörte die Stimme des Anrufers und bereute sogleich, dass er das Gespräch angenommen hatte.

Es war Henrik Aalhus, genannt Ali. Einst sein bester und engster Freund, dann sein ärgster Feind, nachdem er ihm Marion ausgespannt hatte, damals Zinks große Liebe.

»Leg nicht auf!«, bat Ali. »Leg bitte nicht auf. Ich ver-
klaar dir alles!«

Seit sie damals im Streit auseinandergegangen waren, hatte Zink nie mehr etwas von ihm gehört und auch nichts mehr hören wollen. Die Enttäuschung über den Mann, mit dem er schon zu Gymnasialzeiten durch dick und dünn gegangen war und während des Studiums in Bonn jahrelang eine Zweier-WG bewohnt hatte, war zu groß.

Jetzt, wo er ihn zum ersten Mal seit fast fünfzig Jahren wieder hörte, sah Zink den Schlacks genau vor sich. Dünn und klapprig, als bekäme er nie genug zu essen, ein dürrer, langer Kerl mit großen, hungrigen Augen.

Er hatte Sommersprossen im Gesicht, hellblaue, immer etwas wässrige Augen und glatte, fast rötliche Haare, eine Frisur, die stets wie angeklebt wirkte, als habe er gerade geduscht und vergessen, sich hinterher zu föhnen. Er war keine Schönheit, trotzdem flogen die Frauen auf ihn. Seine Stimme war betörend. Sie hörte sich immer leicht gequetscht und näselnd an und sie klang so holländisch wie die Stimme von Hänschen aus den Schimanski-Krimis. Ali war in Amsterdam geboren und erst mit sechzehn nach Deutschland gekommen.

Diese Stimme vergaß man nie.
Sie war sein Markenzeichen.
Und natürlich seine Hände.

Henriks Hände waren lang, feingliedrig und schmal. Klavierspielerhände. Dabei hatte er nie ein Instrument auch nur angerührt. Musik sei langweilig, behauptete er, und genauso überflüssig wie Gedichte. Er war schlecht in Deutsch, aber ein Ass in Mathe, konnte stundenlang über Formeln sitzen, von denen außer ihm niemand etwas verstand. Vom Sport war er immer freigestellt, das Knie war kaputt, »Meniskus«, wie er heiser lachend anmerkte.

Auch dieses heisere, immer etwas hüstelnde Lachen, das nie lustig klang, allenfalls spöttisch, aber unverwechselbar war, gehörte zu ihm. Zink hätte es immer und überall erkannt.

Damals waren sie unzertrennlich. Sie teilten sich alles – die Wohnung in der Südstadt, zwei Zimmer, Diele, Bad, große Küche mit Zugang zum Innenhof, den VW Käfer mit Schiebedach und sogar Socken, Hemden, Unterwäsche, wenn Not am Mann war. Nur die Frauen, die manchmal morgens verschlafen mit am Küchentisch saßen, waren tabu. Die teilten sie nicht.

Das war ein ungeschriebenes Gesetz.

Zink hatte es immer eingehalten.

Aber Henrik hatte es gebrochen.

Er hatte ihm Marion ausgespannt.

Es war ein Schock, als Zink dahinterkam. Noch nie in seinem Leben hatte er sich so getäuscht und betrogen gefühlt. Er hatte ihm damals einen bitterbösen Brief geschrieben, hatte Henriks Klamotten in eine große Plane gepackt und sie in den Innenhof geschmissen. Danach hatte er die Schlösser ausgewechselt und ihn nie mehr hereingelassen. Wenn er seitdem Ali von Weitem auf der Straße sah, wechselte er die Seite. Auch die Kneipe, in der sie viele Jahre lang einträchtig am Tresen gestanden hatten, mied er, solange Ali in der Stadt war.

Er hatte jeden Kontakt zu ihm abgebrochen.

Nie mehr wollte er irgendetwas mit ihm oder Marion zu schaffen haben, es war aus, ein für alle Mal.

Aber jetzt hatte er Ali am Ohr!

»Was willst du von mir?«, fragte Zink. »Und woher hast du meine Handynummer?«

Er konnte sich nicht erinnern, sie dem Ex-Freund jemals gegeben zu haben. Als sie sich getrennt hatten, gab es noch keine Handys.

Zink gab sich keine Mühe, seinen Ärger darüber zu verbergen, dass Ali die Nummer hatte.

»Du weißt doch, dass man Informanten nie preisgibt«, sagte Henrik. »Außerdem weiß ich selbst nicht, woher ich deine Nummer habe. Ich habe sie einfach, okay?«

Zink murmelte etwas Unverständliches.

»Hast du Zeitung gelesen?«, fragte Ali.

»Ja klar, alles über den Aufmarsch der Russen an den Grenzen der Ukraine.«

»Das meine ich nicht. In der Neuen Züricher Zeitung und im Handelsblatt gab es interessante Nachrichten zu Cum-Ex.«

»Cum-Ex?« Zink wusste auf Anhieb nichts damit anzufangen.

»Sie werden ihn ausliefern«, fuhr Ali fort. »Sie werden ihn in Deutschland vor Gericht stellen.«

»Wen werden sie ausliefern?«

»Harald Becker, den Cum-Ex-Papst. Die Entscheidung scheint gefallen zu sein.«

Zink sagte der Name nichts.

»Hast du noch nie etwas von Cum-Ex-Geschäften gehört?«, fragte Ali.

Gehört hatte Zink schon davon. Im zurückliegenden Bundestagswahlkampf hatte der Skandal eine Rolle gespielt. Der Trick bestand offenbar darin, sich eine Steuer, die nur einmal

bezahlt, aber mehrfach bescheinigt worden war, auch mehrfach erstatten zu lassen. Damals hieß es, der SPD-Spitzenkandidat, inzwischen seit ein paar Monaten Bundeskanzler, hänge mit drin. Zink hatte keine Ahnung, wie genau Cum-Ex funktionierte. Für ihn waren es irgendwelche Geschäfte an der Börse, mit denen man, wenn man sich auskannte, genau wie mit Pferdewetten oder Lotteriespielen viel Geld verdienen oder verlieren konnte.

»Du meinst diese Zockereien an der Börse, in die auch der Bundeskanzler verstrickt und verwickelt sein soll?«, fragte er.

»Genau die meine ich. ›Verstrickt‹ und ›verwickelt‹ war der Kanzler in diese Zockereien allerdings nie.«

»Sondern?«

»Er hat nie kassiert. Nie gezockt. Nie geklaut.«

»Aber er hat doch offenbar versucht, eine Hamburger Privatbank zu schützen, die dies alles jahrelang getan hat und nun die Millionen zurückzahlen sollte, die sie hinterzogen hatte.«

»Trotzdem! Er hat sich selbst nicht bereichert. Und ich bin sicher, dass er damals noch nicht einmal wusste, worum es wirklich ging. Die Bank hatte die Millionen, die sie zahlen sollte, nicht hinterzogen, sondern regelrecht gestohlen. Darum ging es. Aber das wusste damals keiner, weil keiner eine Ahnung davon hatte, wie Cum-Ex funktioniert. Er war, was das betrifft, genauso ahnungslos wie die meisten Politiker.«

»Du redest, als wärest du sein Regierungssprecher.«

»Und du redest wie ein Boulevardjournalist. Verwickelt! Verstrickt! Beteiligt! Das ist der Jargon der Sensationspresse.«

Er schnaubte verächtlich.

»Ich weiß, wer verstrickt, verwickelt und beteiligt war«, fuhr er fort. »Becker und ich waren verstrickt, verwickelt und beteiligt – und alle diese ehrenwerten Millionäre, die den Fiskus ausgenommen haben wie eine Weihnachtsgans. Aber nicht er. Er hatte keine Ahnung, worum es ging.«

»Und wieso versucht er dann, diesem kriminellen Banker zu helfen? Warum hat er ihn nicht rausgeschmissen, als der zu ihm kam und um Hilfe bettelte?«

»Vielleicht konnte er sich als Hamburger Bürgermeister nicht vorstellen, dass eine so traditionsreiche Privatbank seiner Stadt bankrottgeht. Vielleicht ging es ihm tatsächlich um Arbeitsplätze ...«

»Dann hätte er das offen sagen können und hinterher nicht so tun dürfen, als könne er sich an nichts mehr erinnern.«

»Stimmt«, sagte Ali. »Das war ein Fehler. Er hätte gleich sagen müssen, dass und warum er mit dem Banker geredet hat. Dann wäre er jetzt aus dem Schneider. Dass er sich an nichts mehr erinnern kann, glaubt ihm sowieso keiner.«

»Aber so geht das doch meistens. Denk doch nur an den Schäuble. Wenn der gleich zugegeben hätte, dass dieser windige Waffenhändler Schreiber ihm für die CDU hunderttausend Deutsche Mark übergeben hatte, dann hätte er als Vorsitzender der CDU nicht zurücktreten müssen. Und wäre vielleicht Bundeskanzler geworden.«

»Okay«, sagte Ali. »Aber mir geht es nicht um den Bundeskanzler. Ich habe dich angerufen, weil ich genau weiß, wie Cum-Ex funktionierte und warum es im Prinzip immer noch funktioniert. Denn ich habe von Anfang an mitgemacht.«

Er machte eine Pause und Zink hörte, wie er keuchend etwas trank.

»Du warst also einer von denen, die kassiert, getrickst und den Staat betrogen haben.«

»Ja«, antwortete Ali. »Ich habe jahrelang für diesen Steueranwalt Becker gearbeitet. Das Besondere an diesen Zockerien war, dass sie eigentlich erst durch ein höchstrichterliches Urteil unseres Freundes Didi möglich wurden.«

Er lachte heiser.

»Willst du mir damit sagen, dass eure Betrügereien legal waren?«, fragte Zink.

»Na ja, jedenfalls wurden sie nicht verboten. Drei Finanzminister waren damit beschäftigt. Der erste, ein Sozi aus Hessen, hat nicht kapiert, worum es ging. Der zweite, ein Sozi aus Hamburg, hat es kapiert, aber nicht in den Griff gekriegt. Erst der dritte, der von dir gerade erwähnte Minister im Rollstuhl, hat dafür gesorgt, dass die alte Methode nicht mehr funktioniert, und uns gezwungen, uns etwas Neues einfallen zu lassen. Danach ging der Betrug jedoch weiter, bis heute.«

»Aber die Gerichte haben ihn jetzt doch beendet.«

»Ja, jetzt, nach fast zwanzig Jahren haben sie es endlich gemerkt. Aber vorher lief es jahrelang unbeanstandet. Unser Freund Didi hat dafür gesorgt, dass uns der Bundesfinanzhof in München nicht in die Quere kam. Er war unser Schutzpatron. Mit seiner Hilfe konnten wir aus der Zockerei ein Geschäftsmodell machen, und ich habe es immer weiterentwickelt. Uns kam keiner auf die Schliche. Wir waren die Größten in der Branche.«

Wieder hörte Zink die heisere, keuchende Lache, die in ein besorgniserregend langes Husten überging.

Ali hatte früher nie mit seinen Heldentaten geprahlt.

Er hatte schon als Student in den Sechzigerjahren angefangen, ganz nebenbei an der Börse zu spekulieren, aber sich nie damit gebrüstet, der Größte zu sein. Ohne Computer und ohne Internet hatte er begonnen. Nur mithilfe eines alten Telefons aus schwarzem Bakelit mit Wählscheibe. Das Telefon stand auf einem Schreibtisch im Gebäude des Bundespresseamts an der Bonner Welckerstraße.

Zink erinnerte sich. Ali hatte ihn einmal mitgenommen. Über dieses Telefon musste sein Freund die Schlusskurse der Börsen von New York, Tokio und Sydney abfragen. Deshalb arbeitete er immer nur nachts. Die Zahlen, die man ihm

genannt hatte, fanden sich am nächsten Morgen in der Pressemappe, die das Presseamt zur Unterrichtung des Bundeskanzlers zusammenstellen musste.

Alis Büro war ein kleines, karg möbliertes Zimmer mit einem schmalen Fenster zum Hof der Behörde. Neben dem Schreibtisch stand nur ein wackliger hölzerner Aktenbock und über dem Schreibtisch hing ein Foto von Ludwig Erhard.

Irgendwann hatte Ali dann wohl angefangen, nicht nur die Börsenschlusskurse abzufragen, sondern auf eigene Rechnung zu spekulieren. Und Zink hatte viele Jahre später mitbekommen, dass er damit reich geworden war.

»Bist du noch da?«, fragte Aalhus.

»Ja, ich bin noch da«, antwortete Zink.

»Ich wollte dir sagen, es tut mir leid, was damals passiert ist«, fuhr Ali fort. »Es tut mir wirklich leid. Es war nicht in Ordnung, was ich gemacht habe. Die Sache mit Marion war scheiße. Und ich konnte verstehen, dass du von mir nichts mehr wissen wolltest.«

Er machte schnaufend eine Pause.

»Aber jetzt bist du der Einzige, der mir helfen kann. Deshalb hör mir bitte zu!«

Zink schwieg.

Auch Ali hielt jetzt den Mund.

»Okay, okay«, sagte Zink schließlich. »Jetzt rück schon raus damit: Was willst du von mir?«

Und Ali begann, immer wieder von keuchendem Husten unterbrochen, seine Geschichte zu erzählen. In den Zeitungen lese man jetzt, die Masche mit den Cum-Ex-Geschäften ziehe nicht mehr, die Betrügereien seien seit zehn Jahren abgestellt. Aber das stimme so nicht. Er wisse genau, dass und wie sie auch danach fortgesetzt wurden. Sein alter Freund Becker habe sich in der Branche immer als Erfinder der Geschäfte, als Cum-Ex-Papst feiern lassen, obwohl er im Grunde immer nur